

„BERGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Die Tochter des Nebenbuhlers.

Roman nach fremdem Motiv frei bearbeitet
von Ilka Sek.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Na, das hätte ich wissen sollen. Dem wäre ich nicht von der Seite gerückt, bis ich seinen Wohnort erfahren und gewußt hätte, wer er ist.“

„Das ist nicht mehr nötig, da sieh,“ und Tom zeigte Esther die Karte.

„Oberst Pennog! Ja wie in aller Welt kommst Du denn zu dieser Karte?“

„Einfach genug. Er gab sie mir.“

„Wie, er selbst?“

„Er selbst, und befahl mir, gegen guten Lohn, euch zu verfolgen, um euren Wohnort ihm anzugeben. Es war ein Glück, daß kein anderer Wachmann zufällig bei der Hand war, der seinen Botenlohn nicht fahren gelassen hätte.“

„Das war eine gütige Vorsehung,“ entgegnete Esther, noch ganz verstört unter dem Eindruck dieser Neuigkeit.

„Na, Weibchen, jetzt bekomme ich hoffentlich mein wohlverdientes Mittagessen. Wir werden unser Fräulein nicht im Stich lassen, mehr kann man doch nicht thun.“

Esther trug bereits die Gerichte herbei und Beide ließen es sich wohl schmecken.

Lili war mehr noch als Esther über das kleine Abenteuer außer Fassung gerathen. Sie mühte sich vergebens, ihre Aufmerksamkeit der Arbeit zu widmen.

Ruhe im Schlaf, doch Stunde um Stunde verrann, und als der neue Morgen tagte, fühlte sie sich noch schwankender in ihren Gefühlen.

Der heutige Nachtzug sollte sie nach Moulton bringen. Esther hatte viel Mühe,

ihre Gestalt und Haare so zu verkleiden, daß sie das Aussehen einer ältlichen Dame gewann. Der

goldene Glanz des Haares gab ihr besonders zu schaffen, doch war auch dieses

mittelfst weißen Puders endlich hergestellt. Gegen

Mitternacht huschte sie in Begleitung Tom's schnell zu einem Wagenstand und stieg in eine Droschke. Tom schwang sich zum Kutscher auf den Bock und in wenigen Minuten gelangten Beide zur Bahn. Im nächsten Augenblick sah sich Lili im Waggon, das letzte Signal ertönte und Tom verabschiedete sich von dem Mädchen mit dem Versprechen, sie bei der Ankunft auf dem Perron zu erwarten.

Wie endlos lange erschien Lili die Fahrt.

So schnell die leuchtende Maschine

auch den Zwischenraum durchmaß, der sie von ihrem Ziele trennte, sie konnte den voranjagenden Phantasien Lili's nicht nachkommen. Es konnte noch kaum eine schwache Viertelstunde verstrichen sein und schon sah sich Lili in den Armen des geliebten



Die Tochter des Nebenbuhlers. Percival umarmte seine Mutter.

Stets sanken ihr von Neuem die Hände in den Schooß und dunkle Bilder zogen an ihrem Geiste vorüber. Als es schon Nacht und die Lampe dem Erbsen nahe war, gewahrte sie erst, wie wenig sie eigentlich geschaffen. Schließlich suchte sie

Mannes, geborgen an seiner männlich starken Brust und all' das durchlebte Weh der letzten Tage zerfloß zu nichtigem Schatten unter den glänzenden Blicken seiner treuen Augen. Mit dieser Vorstellung schlossen sich endlich ihre müden Lider, als das matte Licht des erwachenden Tages den ersten Schimmer über die graue, winterliche Fläche warf.

Ein schriller Pfiff riß sie alsbald aus ihrem kurzen Schlummer wieder empor. Langsamer streiften Bäume und Sträucher an den angelaufenen Fensterscheiben entlang, die Maschine arbeitete nicht mehr so heftig, seiner Wasserstaub züchte an der Seite unter den Rädern hervor, und „Moulton, Moulton!“ klang die Stimme des Schaffners heiser in den nächtlichen Morgen hinaus.

Das Ziel war erreicht.

An allen Gliedern steif und durchfroren, betrat sie den wohlbekannten Perron. Noch brannten die Gasflammen und warfen ihr gelbes Licht über die Quadersteine der gepflasterten Straßen in der kleinen Provinzstadt, durch welche Lili unbemerkt vorwärts eilte.

Vom Kirchturm ertönten die Glocken; der metallene Ton zitterte beinahe geisterhaft durch die kalte Atmosphäre — es schlug halbacht.

Wie früh noch am Morgen — vor acht Uhr konnte sie unmöglich bei Lesters erscheinen und sie mäßigte ihre Schritte ein wenig.

Nun hatte sie das Haus erreicht. Mit einem einzigen Blick übersah sie die Fensterreihe der Fassade — noch war Alles geschlossen!

Auf ihren ersten Ruf erfolgte keine Antwort; sie zog noch einmal und stärker an der Hausglocke, rüttelte schließlich, in der Idee, die Leitung sei gestört, mit dem Aufgebote aller ihrer Kräfte an dem eisernen Riegel des Thores, doch noch immer rührte sich nichts im Hause.

Die Dienerschaft wird sich verschlafen haben, dachte sie und überlegte, wie sie Percival von ihrer Nähe benachrichtigen solle. Das äußere Gitter des Gartens war selten verschlossen und verband einen Seiteneingang für die Dienerschaft; dort wollte sie einen zweiten Versuch machen, um in das Haus zu kommen.

Wie hob sich ihr Muth, als das verrostete Schloß bald nachgab und Lili sich im Garten sah. Leichtfüßig schwebte sie über den nassen Nies zur kleinen Eichen- thür. Doch auch hier kam Niemand, ihr zu öffnen, kein Laut des Willkommens schallte ihr aus den stillen Räumen entgegen.

Ein Gefühl der Vereinsamung stahl sich in ihre junge Seele; sie wollte rufen — Percival zurufen: „Deine Lili ist da, komm, öffne mir!“ aber die Zunge klebte ihr am Gaumen fest — Angst, furchtbare Angst bemächtigte sich ihrer, während ein entsetzlicher Gedanke sie wieder an die große Eingangspforte zurücktrieb.

Im Parterre hatte General Lester sein Arbeits- und Billardzimmer — sie konnte es wohl und hatte in vergangenen

Tagen manch' heitere Stunde dort verbracht. Lili warf durch die Spalte der Fensterladen einen Blick in den Raum, er war leer — ein zweiter auf das große Thor zeigte ihr einen Anschlagzettel, den sie bisher nicht bemerkt hatte.

Eine Täuschung war kaum mehr denkbar; aber wie die klare Vernunft auch den Zweifel erdrücken mag, die Seele kammert sich doch noch mit Hoffen und Bangen an den letzten schwachen Strohalm. Lili kannte die Bedeutung der weißen Tafel, dennoch trat sie dicht heran und las:

„Das Haus ist zu vermieten.“

Minutenlang starrte sie die kleinen Lettern an, ein Schauer zog eiskalt durch ihre starren Glieder und müde ließ sie sich auf die steinernen Stufen des Thores sinken.

XXXVI.

Der erste Tag des neuen Jahres war zur Abreise Percival's bestimmt worden, und traurig blickten seine Eltern der Trennung entgegen.

Niemand kannte seine Absichten, obzwar Percival sich seinen Weg bereits klar und bestimmt vorgezeichnet hatte.

„Mein guter Junge,“ sprach General Lester liebevoll, „wir werden Dich schwer vermissen, aber Du wirst doch fleißig schreiben?“

„Nein, lieber Vater, mein Anfang ist dunkel, es wird Zeit und Mühe brauchen, mich durch eigene Kräfte emporzuschwingen, erlange ich aber die Höhe, die allein mich selbst mir wiedergeben kann, dann sollst Du von mir hören, Vater — bis dorthin vergiß, daß Du einen Sohn hast.“

„Kind, und Deine Mutter, der Gram, die Sorge werden ihre grauen Haare silberweiß färben . . . Könnte ich Dich nur von Deinem Vorhaben zurückhalten! Mein Bruder John würde gewiß gerne bereit sein, Dir in einem anderen Bankhaus eine Anstellung zu verschaffen.“

„Ich danke, Vater. Nur Lili's wegen habe ich bisher eine derartige, mir durchaus nicht zusagende Stellung angenommen, aber jetzt . . .“

„Armes, verlassenes Mädchen! Wie bitter war das Weh der heißen Thränen, die unaufhaltsam ihre blassen Wangen netzten, als sie muthlos, einsam, gebrochen auf den kalten Stein der Stufen niedersank. An der Schwelle seines alten Hauses lehnte hilflos diejenige, die er in diesem Augenblicke von seinem Herzen löste.“

„Ich sehe, Percival, Dein Entschluß steht fest. Ich versuche nun auch nicht mehr, Dich darin zu beeinflussen, Du bist den Jahren und der leitenden Hand eines Vaters längst entwachsen und in einem Alter, wo Du selbst Dein Thun und Lassen beurtheilen kannst. So zieh' Deinen Weg in Frieden, mein Kind, der Segen Deines Vaters begleitet Dich. Schlage Dich ehrlich durch die Welt, mit männlichem Sinne suche das Nützliche, besudle Deine Hand mit keinem Umgang, den Du nicht vorher erprobt, mache meinem Namen Ehre, wie Du es bisher gethan, und Deine

Anschuld wird ihr Recht geltend machen. Vor dem Richterstuhl des Allhöchsten stehst Du gerechtfertigt da. Wenn auch hier unten das Urtheil der Welt Dich gerichtet hat, Deine Seele ist rein von jedem Makel und die Stunde der Vergeltung wird auch hier noch tagen und Den erhöhen, welcher der tyrannischen Macht eines herzlosen Menschen geopfert wurde.“

„So glaube auch ich. Dennoch will ich, so viel es in meiner Macht liegt, mir selbst ein neues, achtbares Leben zurückgewinnen.“

„Ja, zu einem neuen Leben, zu neuem Glück, mein Sohn. Sage mir, wie viel brauchst Du zu Deinem Vorhaben?“

„Ich danke Dir tausendmal, lieber Vater, zu meiner Fahrt brauche ich kein Vermögen. Frage mich nicht weiter, fünf Pfund reichen hinlänglich für meine persönlichen Bedürfnisse.“

„Du machst mich ganz irre, Perci. Ich war bisher der Meinung, Du habest Auswanderungs-Ideen, nun sehe ich, daß ich mich täuschte — mit fünf Pfund kommst Du schwerlich über den Ozean.“

„Sorge Dich nicht um mich, lieber Vater; wünsche mir kein fröhliches Wiedersehen, so werde ich trachten, in Kürze zurückzukehren. Tröste auch meine arme Mutter, wenn sie sich einsam fühlt.“

„Nicht allein sie wird Dich vermissen, Perci. Wir alle trennen uns schwer von Dir — auch Lucy Camberley — sie hat sich in der kurzen Zeit sehr an Dich attachiert, mein Sohn. Ist Dir das noch nicht aufgefallen?“

„Ich weiß, daß auch Sie mir gut ist. Wir haben uns sehr befreundet.“

Percival war der tiefere Sinn entgangen, welcher in der Bemerkung des Generals verborgen lag, und dieser rührte nicht an das zarte Verhältniß.

General Lester hatte richtig gesehen. Das arme Mädchen fühlte bei der bevorstehenden Trennung ein heimliches Weh im Herzen.

Percival traf Lucy sinnend am Arbeitstische neben dem Fenster, ihre Hände hatten Feierabend gemacht und hielten die seine Stickerie müßig im Schooße, während ihr Auge auf der bunten Glasmalerei der altdeutschen Scheiben ruhte und durch dieselben den Gedanken weit in die Ferne hinaus folgten. Sie hatte sein Kommen überhört — freundlich legte er seine Hand auf ihre Schulter.

„Lucy, wo weilen Ihre Gedanken?“ frug er sanft.

„Im Lande der Träume,“ erwiderte sie, durch seine Frage emporgeschreckt. „Ich hätte so gerne einen Blick in die Zukunft werfen mögen, um zu erfahren, was dieselbe für Sie birgt.“

„Für mich? Wie selbstlos Sie sind, Lucy, ein anderes Mädchen hätte das Schicksal um die eigene Zukunft befragt, nicht um das der Anderen.“

„Ich bin zun unbedeutend, zu gering, als daß es in Frage kommen kann, wo oder wie ich im großen Lebensstrom weitertreibe.“

„Mir ist es nicht gleichgültig, Lucy Sie unglücklich zu wissen, würde mir tiefen Kummer bereiten, und — manchmal glaube ich, daß Sie etwas drückt. Sind Sie nicht glücklich, Lucy?“

„O doch, lieber Freund. Habe ich nicht Alles, was dem irdischen Glücke erreichbar ist? Ein trauliches Heim, der Segen der Eltern, der Geschwister, die mich lieben, werthe Freunde, die Annehmlichkeiten des Wohlstandes! Sagen Sie selbst, Percival, sind das Güter, die man unterschätzen kann und darf?“

„Es ist viel, aber nicht Alles, Lucy; oft erwärmt sich das Herz an den sonnigsten Strahlen nicht, wenn es nach einem einzigen Thautropfen sich sehnt, ohne den es verdurstet. Lucy, liebe Lucy, lassen Sie die dunklen Zukunftsfragen ruhen und begnügen Sie sich, die Tage muthig hinzunehmen, wie Ihnen das Schicksal dieselben bringt. Hätten wir das Buch des Lebens offen vor uns aufgeschlagen, auch dem tapfersten Manne würde die Kraft sinken. Nur die kindliche Zuversicht, mit welcher wir dem Morgen entgegengehen, giebt uns Ruhe der Nacht, aus welcher wir körperliche und geistige Kraft schöpfen, um dem wechselvollen Leben muthig entgegenzutreten.“

„Sie werden wohl Recht haben, Percival,“ erwiderte das junge Mädchen. Wie schwer kämpfte sie in diesem Augenblicke mit den sie überwältigenden Gefühlen. Niemand weiß, wie schwer oft einer Frau die Aufgabe wird, den Ansprüchen einer feinen Erziehung gerecht zu werden. Bleiern schwer heften sich oft die gefelligen Formen an der nach Freiheit ringenden Natur; doch wehe dem Weibe, das einen Schritt über die enge Grenze hinauswagt. Lucy ahnte den Abgrund und — schwieg! Denn wollte sie sagen, was nach Sitte und Brauch nur dem Manne zusteht, ihn beglückt, erhöht, die Frau verliert ihr schönstes Gut, die Weiblichkeit. Wir jagten die Gedanken und Empfindungen in Lucy's Innerem auf und nieder. Allmählich aber klärte sich das dumpfe Tosen wie auf hoher See der aufschäumende Gischt. Langsam glätteten sich die Wellen und gleich der Perle auf dem Grunde des Meeres ruhte ihr Geheimniß unentwehrt und ungeahnt in ihrer Brust. Nur leise, wie abwesend, erwiderte sie: „Träume gestalten sich selten zur Wirklichkeit.“

„Mein Traum ist ausgeträumt,“ entgegnete Percival ohne Zusammenhang, da er den Lauf ihrer Gedanken nicht verstanden. „Sie, die ich einzig geliebt habe, ist eines anderen Mannes Weib.“

„Percival, Sie sagen, man soll die Zukunft nicht schneller heranströmen lassen; ich sage: Lassen wir die Vergangenheit ruhen. Wir ändern an geschehenen Dingen nichts mehr; das, was hätte sein können, ist erloschen; das, was ist, muß man ertragen. Das Gespräch regt Sie auf, darum lassen wir es. Und so ist es wirklich mit Ihren Ferien aus?“

„Ja, ich reise morgen nach dem Frühstück ab. Ihnen aber, Lucy, danke ich von Herzen für die liebevolle Theilnahme,

die Sie mir entgegengebracht haben. Sie haben mich während der Krankheit gepflegt, meinen Kummer getheilt, mir aus Ihren lieben Augen Trost zugesprochen. Was wäre aus mir geworden, hätte ich Sie nicht gehabt? Lucy, Sie waren mir eine gütige Schwester, Ihre Hand hatte mich mit sicherem Halt durch das Labyrinth der hoffnungslosen Ermattung geleitet, getragen, möge Gott sie segnen dafür.“

„Gott schütze auch Sie, Percival,“ sprach sie erregt. Sie erhob sich, nahm seine Hand und drückte sie fest, dann schlüpfte sie leise zur Thür hinaus, das Herz pochte ihr gewaltig in ihrer Brust.

Lozgelöst! Sie hatten sich Lebewohl gesagt. Lucy sank auf ein Ruhebett und barg schluchzend ihre heiße Stirne in die weichen Kissen. Noch einmal kämpfte sie gegen sich selbst, wie lange und wie viele Thränen sie dort weinte, sie mußte es nicht. Erst als ihr Name durch die Gänge des großen Schlosses hallte, entriß sie sich ihrem Schmerze und eilte hinab.

„Lucy, Lucy, wo bist Du? Komm' herunter!“

XXXVII.

Am nächsten Morgen wurde unwieder-ruflich Abschied genommen. Der hohe Kutschierwagen, in welchem General Lester seinen Sohn zur Bahn geleiten sollte, stand vor der Thür.

Eine kleine Gruppe hatte sich vor dem Eingange gebildet, denn Jeder wollte bis zum letzten Augenblicke Percival sehen und ihm nochmals eine glückliche Reise wünschen. Käthe und Margit rosig und frisch, Gräfin Camberley in ihrer gleich ruhigen, mütterlichen Art, Graf John forbial liebenswürdig, und Lucy in stummer Rührung, blaß und zitternd. Allen hatte Percival bereits die Hand geschüttelt. Er trat noch einmal an Lucy heran, küßte ihr schweigend die Hand, umarmte seine Mutter und schwang sich neben seinen Vater auf den Sitz des Wagens. Kräftig zogen die Knappen an und in schnellem Laufe jagten die Thiere die Chaussee dahin. Noch einmal wendete Percival den Blick. Lange noch blieb ihm das Bild der Zurückbleibenden im Gedächtnisse, wie sie mit weißen Tüchern ihm ihren letzten Gruß zusandten.

Vater und Sohn wechselten nur wenige Worte während der Fahrt.

Am Eingange der Bahnstation übernahm der Reitknecht die Zügel der Pferde. General Lester trat mit seinem Sohn in die große Halle, wo eben die Maschine leuchtend und schnaubend einfuhr und die Plattform von Reisenden aller Art sich füllte, welche, kommend und gehend, geschäftig durcheinander wogten. Die laute Stimme des Schaffners ertönte, dumpf rollten große Frachtkarren und Koffer hochgethürmt von den Karren in die schon dichtgefüllten Waggons, das Zuschlagen der Thüren ging kommandomäßig vom letzten Koupe bis zum vordersten und Percival war auf dem Wege zu einer neuen Lebensperiode.

General Lester blickte dem Zuge so lange nach, bis auch das letzte Wölkchen im Aether verschwand. Dann erst fühlte er die wirkliche Trennung von Percival. Es war sein einziger Sohn und er war alt. Würde er ihn im Leben noch wieder sehen? Leer und einsam fühlte sich plötzlich sein wackeres Vaterherz. Er benutzte wieder seinen Wagen. Aber die Zügel ruhten unbewußt in seiner Hand, und hätten die Pferde eine andere Richtung genommen, er hätte es nicht bemerkt. Doch diese kannten den Weg. Lustig trabten sie nach Hause und lächelnd sah der Reitknecht der ungezügelten Freiheit seiner geliebten Thiere zu. Er hatte für den alten Herrn eine große Verehrung gefaßt und achtete seinen Kummer.

Lucy schritt im Garten auf und ab, so daß, als General Lester vorfuhr, sie sogleich auf ihn zuellte. Es trieb sie unwiderstehlich zu dem alten Herrn hin, auch sie theilte ja sein Leid und wollte ihn durch freundliche Zusprache aufrichten. Sie reichte ihm die Hand zum Gruße und Lester hielt sie in der seinen mit väterlicher Liebe zurück, nahm Lucy unter den Arm und schritt mit ihr die schattigen Wege des Parkes entlang.

„Ist er glücklich abgereist?“ frug nach langer Pause das Mädchen.

„Ja, mein Kind, er ist nun fort und der Himmel allein mag wissen, wann er zurückkehrt,“ erwiderte er müde.

„Geben Sie Ihren Gefühlen nicht zu sehr nach, General. Wenn auch nicht für sich, so denken Sie an Ihre arme, untröstliche Frau. Es wird und muß ihm ja glücken bei seinen Talenten und all' den heißen Wünschen, die ihn begleiten.“

„Gott segne Sie, Lucy, mein Kind,“ antwortete er bewegt. „Wüßte mein Sohn doch ein Gemüth und Herz wie das Ihrige richtiger zu schätzen!“

„Wir sind uns gegenseitig sehr gut,“ sprach sie einfach.

„Das weiß ich, liebes Kind; aber mein Wunsch wäre es gewesen, er hätte niemals sein edles Gefühl für ein treulos Mädchen vergeudet!“

„Arme Lili! Dennoch dauert sie mich ganz besonders. Welches Loos erwartet sie an der Seite eines Mannes, wie Graf Englefield, nach der schönen Zukunft, die Ihr Sohn ihr geboten hätte.“

„Ich sehe nur das Unglück, welches sie heraufbeschworen, das Leben, welches sie muthwillig geknickt. Ich kann kein Mitleid mit ihr haben.“

„Leider kann ich nicht so reden, wie Sie, General, meine Lili war ein gutes Mädchen, mir die liebste Freundin seit frühesten Jugend gewesen — ich kann sie nicht so leicht von mir stoßen,“ sprach Lucy mit warmer Empfindung. „Sie wollen jetzt wahrscheinlich zu Frau v. Lester, ich will Sie deshalb nicht selbstständig zurückhalten.“

„Ja, ich muß vor Allen meine Frau sehen, Sie kommen doch mit, Fräulein Lucy?“

„Jetzt nicht. Es wird mir etwas Bewegung gut thun — ich habe außerdem auch einige Leute im Dorfe aufzusuchen, die meiner sehr bedürfen. So sage ich Ihnen für jetzt Lebewohl, General“, und mit größter Ueberwindung zwang sie sich zu einem schwachen Lächeln. —

Percival Lester dampfte indessen seiner unsicheren Zukunft zu. An der ersten Haltestelle begrüßte ihn Doktor Stanley und wechselte während der wenigen Minuten des Aufenthaltes einige Worte mit seinem neuen Freunde.

„Ich konnte nicht mehr hinauskommen, Sie noch in Camberley zu sehen, lieber Lester“, sprach er zu diesem und reichte ihm die Hand. „Sie werden doch nach Hause schreiben? Auf diesem Wege hoffe auch ich etwas von Ihnen zu hören.“

„Ich habe den Meinen schon von dieser Unmöglichkeit gesprochen, lieber Doktor, und wie ich es nun einmal beschlossen, so denke ich, wird es auch am Besten sein. Adieu, Adieu — nochmals Dank, herzlichen Dank für Ihr Kommen.“

Ein kräftiger Händedruck und die Maschine brauste weiter.

Bei einer Kreuzung wechselte Percival den Zug und gelangte nun ohne weiteren Aufenthalt in Plymouth an. Dort mietete er eine Droschke, fuhr in ein Hotel, nahm einen leichten Imbiß und legte sich nieder. Den nächsten Morgen erwachte er bedeutend gekräftigt, nahm Hut und Mantel, um vom Quai aus einen Ausblick auf das Meer zu gewinnen.

Der Wind rüttelte an den Masten der Schiffe, mit dumpfem Brausen rollten die Wellen heran, sich thürmend und überschlagend in wilder Bewegung. Die Fahrzeuge knarrien und ächzten in allen Fugen und tief tauchte der Bug der Schiffe in die schäumende Fluth, als sollte die Fahrt hinab gehen in die graulige Tiefe. Weiße Wägen kreisten im Sturm und feiner Wasserstaub fiel gleich silbernen Kaschaden auf die Quadersteine des Quais.

Percival blickte lange in das tobende Element. Ein Sergeant kam an ihm vorbei; er rief ihn zu sich heran.

„Ist Oberst Stanley im Barakkenlager?“ frug er diesen.

Der Mann erwiderte seine Anrede mit militärischer Haltung und kurzen „Ja.“ Die Aufschläge seines Rockes fielen Percival auf.

„Sind sie von seinem Regimente?“

„Ja wohl, Herr, ich stehe im hundertsechzigsten königlichen Devon'schen Regiment“, entgegnete er mit Stolz.

„Und sind siez darauf, wie ich sehe. Nicht so, mein wackerer Kamerad, auch ich möchte bei euch eintreten.“

„Sie wollten sich in die Liste aufnehmen lassen?“ sprach der Sergeant voll Erstaunen und blickte Percival mit seinen klugen Augen gar drollig an.

„Was ist daran so Wunderliches, lieber Freund. Man bekommt dabei ein Stückchen Welt zu sehen.“

Der Mann mußte sich nicht recht, was er sagen sollte.

„Wenn Sie sich als Rekrut stellen, ist es meine Pflicht, Sie einzuschreiben. Ihm — aber Sie scheinen ein vornehmer Herr, die Dienste eines gemeinen Soldaten werden Ihnen nicht munden. Wissen Sie was, Herr: Sie kennen, wie Sie sagten, Oberst Stanley. Fragen Sie ihn erst um Rath, ehe Sie einen so ernstlichen Schritt thun.“

„Sie sind ein gutmüthiger Gefelle, Sergeant und ich danke Ihnen für den wohlgemeinten Rath. Ich habe aber meinen Entschluß nicht erst in diesem Augenblicke gefaßt. Ich will dem Lande und unserer Königin dienen und von unten auf die Ruhmesleiter erklimmen!“

Mit diesen Worten schritt Lester mit dem Manne vorwärts, nachdem er ihm noch schnell einen Sovereign in die Hand gedrückt.

Oberst Stanley war in der Wachstube der Zitadelle und hatte eben seine Inspektion beendet.

„Lester, Sie hier!“ rief er diesem mit Stentorstimme entgegen und hatte mit zwei Schritten den kurzen Raum bis zur Eingangstür durchmessen. Herzlich streckte er ihm beide Hände entgegen. „Wann sind Sie angekommen, junger Mann?“

„Gestern Abend, eingeschrieben bin ich bereits, Oberst Stanley.“

„Warum nicht gar, Lester machen Sie keine solchen Scherze. Was soll das heißen, Sergeant?“ frug er, sich diesem zuwendend.

„Der Herr hat es ausdrücklich gewünscht, Herr Oberst. Ich durfte ihn von der Liste nicht ausschließen.“

„Gewiß — natürlich. Führen Sie Herrn Lester, wollte sagen den neuen Rekruten, zu meiner Wohnung hinüber. Ich habe noch mit ihm zu sprechen. Und, wisse Er, ich wünsche, daß vorläufig nicht darüber gesprochen wird, verstanden.“ Oberst Stanley schritt eilig durch das Lager. Der Sergeant folgte ihm in einiger Entfernung mit Lester.

In seiner Wohnung zog er Lester sofort in sein Arbeitszimmer.

„Aber Herzensjunge, was ist Ihnen nur um Gotteswillen eingefallen“, rief er argwöhnisch. „Warum haben Sie mich nicht erst um Rath gefragt?“

„Warum? Weil ich in meinem Entschlusse schon klar war. So sehr ich auch auf Ihre Meinung Werth lege, Herr Oberst, hätten Sie mich von meinem Vorsatze doch nicht abgehalten. Ich habe nun einmal im Sinne, aus eigenen Kräften zu einer achtbaren Höhe zu gelangen, und ich hoffe, es wird mir gelingen.“

„Ich fürchte, mein Gespräch mit Ihrem Herrn Vater auf Schloß Camberley hat Ihnen diese Idee in den Kopf gesetzt; habe ich Recht?“

„Ausrichtig gesagt, ja. Bis zu jenem Zeitpunkte war ich einem steuerlosen Fahrzeug gleich, das auf offenem Meere herumtreibt. Ihre Worte lenkten mich in den sicheren Hafen eines festen Planes und mein Ziel ist jetzt nur mehr Beförderung.“

„Mein guter Wille wird Sie gewiß darin unterstützen; die Hauptsache liegt

natürlich in Ihrer Hand. Die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, wird nicht lange auf sich warten lassen. Man munkelt schon jetzt von Mäßigung und dergleichen. Wie Sie sich in Ihrer neuen Stellung zu verhalten haben, brauche ich nicht erst zu sagen, nur eines vergessen Sie nicht: seien Sie pünktlich und genau in der Ausführung Ihres Dienstes, aber halten Sie sich von zu enger Kameradschaft ferne, doch ohne dabei einem Umgange geradezu auszuweichen. Auf eines werden wir aber Beide verzichten müssen, was Sie beschweigen nicht als Unfreundlichkeit auslegen werden: ich darf Sie nicht in mein Haus bitten oder einen freundschaftlichen Verkehr mit Ihnen aufrecht erhalten. Sie verstehen mich doch, Lester; es ist ja nur der Disziplin wegen. Im Herzen bin ich Ihnen allezeit wohl gesinnt.“

„Ich verstehe, Oberst Stanley. Auch daran habe ich bereits gedacht.“

„Und bleiben doch bei Ihrem Vorsatz?“

„Ja. Nur eine Bitte hätte ich noch, wenn es angeht. Ich habe mein Felleisen mit einigen mir werthen Gegenständen im „Hotel Royal“ zurückgelassen. Meine Rechnung ist dort bereits berichtigt, nur das Gepäck ließ ich noch zurück, mit der Betsung, es im Laufe des Tages abholen zu lassen.“

„Das werde ich gleich besorgen lassen! Natürlich, mit Vergnügen! Nun trinken wir aber ein Glas Wein, lieber Freund. Was ist Ihr Geschmack?“

„Claret, wenn ich bitten darf, und dann, kehrt gemacht. Ich kann meinen guten Sergeanten draußen nicht länger warten lassen.“

Eine halbe Stunde später war Percival unter seinen neuen Kameraden eingeführt.

XXXVIII.

Sechs Monate waren in's Land gegangen. Lester war zum Sergeanten befördert worden.

Sein Vorleben war, insofern es Oberst Stanley für passend hielt, darüber Auskunft zu geben, im Regimente bekannt geworden, und nicht allein die Mannschaft, sondern auch Offiziere und Vorgesetzte interessierten sich für seine Karriere. Percival hatte in Kürze verstanden, sich allgemein beliebt zu machen. Jeder achtete ihn.

Bei einer Inspektion ließ Oberst Stanley ihn zu sich rufen.

„Lester“ sprach er wohlwollend, „Sie stehen vor den offenen Thoren des Ruhmes. Unser Regiment ist zum Kampfe gegen die Rebellen nach Egypten beordert; damit ist viel gesagt und vielfach Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen.“

Percival's Augen leuchteten. „Ich hoffe, Ihnen Ehre zu machen, Herr Oberst“, erwiderte er mit scheinbarer Ruhe. Das Feuer der Aufregung sprach aber deutlich aus dem zitternden Ton seiner Stimme.

„Wir sind allein, Lester. Reichen Sie mir Ihre Hand und nehmen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch mit, der Sie auf all' Ihren erfolgreichen Wegen begleitet.“

Leon Gambetta.

Von Friedrich Ritter.

(Nachdruck verboten.)

Die Katastrophe von Sedan hatte das französische Kaiserreich zertrümmert, der Kaiser war Kriegsgefangen, die Kaiserin und ihr Sohn hatten sich nach England geflüchtet, die Armee war vernichtet. In Paris war die dritte Republik proklamiert worden, eine „provisorische Regierung der nationalen Verteidigung“ hatte sich aufgethan. Das Ministerium des Innern dieser Regierung übernahm am 4. September ein Mann, dessen Namen bisher nur wenig über die Grenzen Frankreichs hinausgedrungen war: Leon Gambetta. Ueber den bisherigen Lebensgang dieses unversöhnlichsten Feindes Deutschlands in Kürze folgendes:

Leon Gambetta wurde am 13. Oktober 1838 in Cahors geboren. Nach Beendigung des Schulstudiums, wandte er sich der Jurisprudenz zu und ließ sich 1859 in Paris als Advokat einschreiben. Gleich beim Beginn seiner Laufbahn erregte seine glänzende Beredsamkeit die allgemeinste Aufmerksamkeit. Zu Beginn der 60er Jahre entdeckte er sein republikanisches Herz, er wurde einer der geschicktesten Agitatoren der republikanischen Linken. Seinen Ruf als Anwalt und politischer Redner verdankt er indirekt dem Minister Tirard, welcher seine Zustimmung dazu gegeben hatte, daß die Zeitungen, welche die Subskription zu einem Denkmal für den am 3. Dezember 1851 auf den Barricaden gefallenen Volksvertreter Baudin eröffnet hatten, gerichtlich verfolgt werden sollten. Der junge Advokat Gambetta übernahm die Verteidigung eines der angeklagten Redakteure und erhielt dadurch Gelegenheit, eine Verteidigungsrede halten zu können, die ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Manne machte. In dieser Rede griff er den Staatsstreich und das zweite Kaiserreich in einer so schonungslosen Weise an, wie sich bisher noch Niemand getraut hatte. Die Folge war, daß Gambetta bei den nächsten Wahlen (1863) in Paris sowohl als auch in Versailles in die gesetzgebende Versammlung gewählt wurde. Hier wurde ihm sofort innerhalb seiner Partei eine führende Rolle zugewiesen. Am 15. Juli 1870 tabelte er zwar das Verfahren der Regierung bei der Kriegserklärung, stimmte aber für die verlangten Kredite. Schon nach den Schlachten um Metz wurde in Paris die Abdankung des Kaisers gefordert, Gambetta war natürlich einer der lautesten Rufer im Streit. Die Schlacht bei Sedan sicherte ihm den Erfolg, er avancierte zum Minister.

Die Deutschen hatten inzwischen den Vormarsch auf Paris angetreten, das sie am 19. September erreichten, ohne auf ernsthaften Widerstand zu stoßen, denn Frankreich hatte kein Heer mehr, welches sich den Anrückenden entgegenwerfen konnte. Alles, was Frankreich noch an Soldaten besaß, was an Material und Munition noch vorhanden war, war nach Paris dirigiert worden, das auf alle Fälle gehalten werden sollte. Um aber nicht all-

und jede Verbindung mit der Provinz zu verlieren, wurde kurz vor Thoreschluß (16. September) eine Delegation der Regierung, bestehend aus den Herren Crémieux, Glais-Bizoin und Fourichon nach Tours entsandt, um die verschiedenen Dienstzweige in Betrieb zu erhalten und womöglich hinter der Loire eine Hilfsarmee zu organisieren.

Mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten diese Aufgabe verknüpft war, geht aus der Schilderung hervor, welche der Gehilfe Gambettas, der Delegierte des Kriegsministers Charles de Freycinet von dem Zustande der damaligen Armee entwirft: „Es bestand kein einziges Regiment Infanterie oder Kavallerie mehr; es gab in den Depots nur Männer, zahlreich genug freilich, aber ohne irgend welchen Anfang von Organisation. Die Artillerie war gleich Null; man zählte in diesem Augenblick in ganz Frankreich nur sechs Geschütze, welche bereit waren ins Feld zu rücken, den andern fehlten Bespannung, Bemannung und vielen sogar die Lafetten.“

Die Delegation legte aber trotzdem die Hände nicht in den Schoß. Zuvörderst ließ man Truppen aus Afrika kommen, zugleich wurden in verschiedenen Städten neue Regimenter gebildet, sodas ein Kern der künftigen Loire-Armee in Stärke von 30 000 Mann in ziemlich kurzer Zeit zusammengebracht war. Diese hatten sich um Orléans gesammelt; in den Vogesen und auch im Osten bildeten sich ebenfalls neue Bataillone mobiler Nationalgarden. Aber die Deutschen waren auf ihrer Hut, sie attackierten die Gegner, sobald dieselben gefährlich zu werden drohten, und so schien es, als ob die Neu-Organisationen bald wieder zertrümmert werden sollten.

Da änderte sich die Sachlage, als am 9. Oktober Leon Gambetta in Tours ankam, ausgerüstet mit außerordentlichen Vollmachten der Pariser Regierung, um sich an die Spitze der Verteidigung zu stellen. Gambetta hatte die Reise von Paris nach Tours per Luftballon zurückgelegt, ein Entkommen aus der von den Deutschen vollständig eingeschlossenen Stadt war auf anderem Wege nicht mehr möglich. Sofort nach seiner Ankunft erließ Gambetta eine lange Proklamation an die „Bürger des Departements“, in welcher er erklärte, daß sich die gegenwärtige Regierung der Aufgabe unterzogen hätte, „Frankreich von den Fremden zu befreien.“ Die Lage des zernierten Paris wird als die denkbar günstigste geschildert: „Es ist keine Illusion — Paris ist uneinnehmbar! Es kann weder durch Gewalt noch durch Ueberraschung erobert werden. Zwei andere Mittel blieben den Preußen: der Aufstand und die Hungersnoth; aber weder zu dem einen, noch zu dem andern wird es in Paris kommen.“ Als das einzige Mittel zur Rettung des bedrängten Landes wird angegeben: „Ihr dürft keinen anderen Gedanken haben als den Krieg!“

Gambetta übernahm auch noch das Kriegsministerium und erließ sofort die organisatorischen Dekrete, welche das Land bald in ein einziges großes Feldlager ver-

Es dauerte wirklich nicht lange und das königliche Regiment Devon marschirte durch die Straßen Plymouths, mit den bunten Farben der Standarte voran, von einer tausendköpfigen Menge umjubelt. In Reih' und Glied schritten die Soldaten hinüber nach Devonport. Dort lag ein Transportschiff vor Anker. Dieses sollte das Regiment dem Oriente zuführen.

Mit vollem Dampf stach es in See und manches Herz, welches bisher noch freudig geschlagen, verstummte bei der Vorstellung, ob das Wiedersehen auch so fröhlich sein würde. Vom Vater trennte sich der Sohn, Mutter, Schwester verließ ein Anderer, um mit dem Freunde für das Vaterland zu kämpfen — wie lange würden auch sie neben einander stehen. Eine scharfe Kugel konnte den Freund ihm von der Seite reißen, und er selbst? Wehmüthig summte er leise eine Strophe: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen.“

Percival hatte nichts, woran sein Herz mit Wonne hing. Noch nie hatte er sich so zufrieden gefühlt, wie heute.

In die weite Welt ging es hinaus, in Kampf und Sieg, und wenn auch ein Gedanke ihn an schöne Zeiten und Lili erinnern wollte, so schüttelte er ihn männlich von sich und blickte erwartungsvoll über die große Wasserfläche dem unsichtbaren Ziele entgegen.

Wir wollen nicht näher die Einzelheiten des Krieges 1882 in Aegypten berühren, da er Jedem wegen seines raschen und glänzenden Verlaufes frisch im Gedächtnisse haften geblieben sein wird, umso mehr, als nur wenige Jahre seit demselben verfloßen sind.

Das größte Verdienst ist natürlich dem Oberbefehlshaber der Truppen zuzuschreiben. Sein rasches Vorgehen sowohl als die Genauigkeit des Planes krönten jeden neuen Angriff mit Erfolg. Es waren stürmische Tage, General Wolseley war der rechte Mann, und nur seinem klaren Kopfe ist der endliche Sieg über die Araber zu danken.

Lange wird man sich noch des nächtlichen Marsches durch den Wüstensand erinnern, ohne jede Richtschnur, als die funkelnden Sterne am dunklen Firmamente, und der großen Schlacht von Tel-el-Kebir am nächsten Tage.

Percival Lester focht mit Todesverachtung. Ueberall, wo seine Kugel traf, traf sie tödtlich. Auch brachte ihn der Zufall in ein heißes Gefecht, welches einer der Offiziere gegen eine kleine Abtheilung der Araber führte und der, verwundet, unwiderruflich in deren Gewalt gekommen wäre, hätte Percival sich nicht in's Mittel geworfen. Mit Einem Satze sprang er hinzu, sprengte die Feinde mit wilder Wuth auseinander und brachte den schwerverwundeten Offizier in das nächste Feldlager.

Die Schlacht war gewonnen, das Glück war den englischen Truppen hold. Schnell auf einander folgten die Niederlagen bei Bag-t-Big, Belbeis und Cairo, womit der Aufstand der Rebellen unterdrückt war und der Feldzug sein Ende erreicht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

wandelten. Die ungeheure Thätigkeit, welche der Diktator von Tours jetzt entwickelte, läßt sich kaum schildern. Er brachte täglich gegen 5000 Mann auf, er bewaffnete sie, organisierte sie und schickte sie gegen den Feind. In kaum sechs Wochen schuf er allein auf dem Kriegsschauplatz an der mittleren Loire eine mit allem Nöthigen versehene Feldarmee von 180 000 Mann mit zahlreicher Artillerie und Kavallerie. Und dabei muß noch beachtet werden, daß Gambetta die Kriegswissenschaft nicht studiert hatte, daß ihm keine erfahrenen Militärs zur Seite standen, daß er selbst nicht einmal Soldat gewesen war.

Von den berühmten Organisationsdekretten wollen wir die folgenden wiedergeben: Am 13. Oktober wurde der alte Moancmentsmodus aufgehoben und freie Besoldigung der Offiziere nach Talent und Leistungen eingeführt. Am 14. Oktober folgte die Bildung der Auxiliararmee, welche alle Neuformationen der Republik umfassen sollte. An demselben Tage kamen die Bestimmungen über die Lokalverteidigung der Departements und den Belagerungsstand heraus. Es wurden alle waffenfähigen Mannschaften zwischen dem 21. und 40. Lebensjahre einberufen, die Departements erhielten den Befehl, für je 100 000 Einwohner eine Batterie mit voller Besatzung und Ausrüstung zu stellen. Arbeiterbataillone wurden organisiert, alle Brücken-, Chaussée- und Bergbau-Ingenieure, die Straßenaufseher und Beamten, die Architekten der Departements, die Eisenbahngesellschaften, die Unternehmer der öffentlichen Arbeiten mit ihrem gesammten Unterpersonal und dem ganzen Material wurden dem Kriegsminister Gambetta von dem Minister des Inneren Gambetta für die Landesverteidigung zur Verfügung gestellt. Man sieht, wie nützlich es war, beide portefeuilles in einer Hand zu vereinigen.

Und die Bevölkerung gehorchte willig all den Befehlen, sie führte all die Zwangsmaßnahmen durch. Es gab keine Opposition gegen den Diktator, die Fahne, welche der kühne Advokat aufgepflanzt hatte, die der nationalen Ehre, stempelte jede Gegnerschaft zu einem Verbrechen am Vaterlande.

Die Wiedereroberung von Orleans in erster, der Entsatz von Paris in zweiter Linie war bereits beschlossene Sache, die Kolonnen sollten sich schon in Bewegung setzen, da ging gleich einem kalten Wasserstrahl über die Köpfe der Männer von Tours die Nachricht nieder von der Kapitulation von Metz. Gambetta entwarf eine neue Proklamation: . . . „Bazaine hat Verrath geübt, er hat sich zum Werkzeug des Mannes vor Sedan gemacht. . . Lassen wir uns aber weder entkräften noch entnerven, und beweisen wir durch unsere Handlungen, daß wir durch uns selbst die Ehre, die Unabhängigkeit, die Integrität, alles, was das Vaterland frei und stolz macht, festhalten können.“ — Vor den Forts von Metz waren bislang 200 000 Mann deutscher Truppen festge-

halten worden, die jetzt frei waren zur Verwendung gegen die Loire-Armee. Der Fall von Metz besiegelte denn auch das Schicksal der Schaaeren Gambettas. „Dieses traurige Ereigniß,“ schreibt von Freycinet, „kann als die entscheidende Ursache unseres Sturzes betrachtet werden.“ Hierzu kamen noch die Gerüchte von einem nahe bevorstehenden Waffenstillstande, welche derart Verwirrung in die leitenden Kreise trugen, daß der Delegierte unter dem 4. November von Gambetta weitere Instruktionen erbat. Der Letztere antwortete noch am selben Tage: „Ich weiß nicht, ob die Regierung des Hotel de Ville geneigt ist, zu unterhandeln. Was mich betrifft, so kenne ich nur mein Mandat und meine Pflicht, das ist: Krieg bis aufs Aeußerste. Also Krieg! Verlieren Sie keine Minute! Vorwärts!“

So begann am 7. November der Vormarsch auf Orleans, der am 10. mit der Einnahme der Stadt durch die Franzosen endete. Das war der erste „Sieg“, welchen diese seit Beginn des Feldzuges errungen hatten. Der Diktator von Tours war von diesem Erfolg wie berauscht, er eilte selbst in das Lager der Truppen. „Vorhut des ganzen Landes,“ rief er ihnen zu, „Ihr seid heute auf dem Wege nach Paris. Vergessen wir nie, daß Paris uns erwartet und daß unsere Ehre erfordert, daß wir es der Umschlingung der Barbaren entreißen, welche es mit Brand und Plünderung bedrohen.“

Aber die Deutschen hatten inzwischen Verstärkungen erhalten, der Vormarsch wurde aufgegeben, die Franzosen beschränkten sich darauf, sich in Orleans zu verschanzen. Bald waren aus Le Mans schlechte Nachrichten in Tours eingetroffen, Gambetta reiste am 22. dorthin, um die Verteidigung zu beleben. Es gelang ihm auch, das 21. Korps, welches schon in der Auflösung begriffen war, neu zu bilden, sodaß es sich den vordringenden Truppen des Großherzogs von Mecklenburg entgegenstellen konnte. Ballonnachrichten aus Paris hatten die Meldung gebracht, daß von dort aus in den nächsten Tagen ein großer Ausfall unternommen werde, um eine Vereinigung der Pariser Truppen mit der Loire-Armee zu ermöglichen. Da herrschte große Begeisterung in Tours und am 1. Dezember begann der Vormarsch, der den Franzosen einen kleinen Vortheil brachte. Zugleich erfuhr man gerüchweise, daß General Ducrot den großen Ausfall unternommen habe, daß er vorgebrungen sei, daß er den Ring der Zernierungsarmee gesprengt habe. „Der Genius Frankreichs, einen Augenblick verhüllt, erscheint von neuem,“ bellamierte Gambetta.

Er erlitt eine entsetzliche Enttäuschung. Am nächsten Tage schon wurde die Loire-Armee von überlegenen deutschen Truppen zurückgeworfen, das Gerücht von dem Gelingen des Pariser Ausfalles erwies sich als falsch. Die Deutschen besetzten Orleans von neuem, in den Reihen der Franzosen herrschte la débâcle.

Noch immer aber verlor Gambetta den Mut nicht, er organisierte weiter, er stämpfte eine zweite Loire-Armee aus dem

Boden, er glaubte Frankreich schon durch die Orléans-Armee unter General Bourbaki gerettet. Auch dieser Glaube war trügerisch, denn die Deutschen hielten wacker stand. Und zwar nicht nur gegen die Armeen Gambettas sondern auch gegen die Besatzung von Paris. Diese hatte am 19. Januar einen letzten großen Coup versucht, er war mißlungen. Am 28. Januar kapitulirte die französische Hauptstadt. Gambetta hatte bis zum letzten Tage an der Wiederaufrichtung der Truppen gearbeitet, er hatte de Chanzy's Armee wieder marschfähig gemacht. Am Tage vor der Kapitulation richtete er an Jules Favre noch ein langes Schreiben, das mit der Taubenpost besördert wurde. Er verlangte darin Ausdauern bis zum letzten Mann, Vertheiligung auch des letzten Fuß breit Landes.

Das Schreiben blieb ohne Wirkung, das Drama war zu Ende. Damit aber auch die Diktatur und die Feldherrn-Laufbahn Gambettas. Er forderte in einem Dekret für die Wahlen des 8. Februar auf, nur Republikaner vom reinsten Wasser zu wählen und erklärte dann in einem Rundschreiben an die Präfekten: „Mein Gewissen macht es mir zur Pflicht, auf meine Funktionen als Mitglied einer Regierung zu verzichten, mit der ich weder in den Ideen noch in der Hoffnung eine Gemeinschaft fühle. Ich habe die Ehre, Sie in Kenntniß zu setzen, daß ich am heutigen Tage meine Entlassung nehme.“ Am 1. März stimmte Gambetta in der Nationalversammlung gegen den Frieden, — bis zuletzt blieb er der „Diktator.“

Im Parlament * blieb Gambetta der Führer der äußersten Linken, die auch wirklich 1882 ein Ministerium zu Stande brachte. Natürlich wurde er Präsident, aber er hatte kein Glück, das „große Ministerium“ dauerte nur wenige Wochen. . .

Das Dörflein Ville d'Avray hatte sich Gambetta als Sommerresidenz erkoren. Dort erkrankte er im Dezember 1882 und eine, Montag, den 1. Januar 1883 in Paris aufgegebene Depesche meldete mit lakonischer Kürze: Gambetta ist um Mitternacht des 31. Dezember gestorben.

Romantisch wie sein Leben war auch sein Tod. Die Ursache desselben ist nicht unbestritten geblieben. Darmverschlingung, Blinddarmentzündung konstatierten die Aerzte, der tragische Abschluß einer Liebestragödie behauptete das Publikum. Gambetta war unvermählt geblieben. Seinem Haushalt in Ville d'Avray stand aber eine Dame vor, Frau Léonie Léon, die Mutter seines Kindes. Die Frau war eifersüchtig, rasend eifersüchtig. Bei einem häuslichen Konflikt soll sie zum Revolver gegriffen und Gambetta eine Schußwunde beigebracht haben, welcher er erlegen sei. Nach einer anderen Version wäre Gambetta der Frau, die sich das Leben nehmen wollte, in die Hand gefallen und hätte beim Ringen die todbringende Kugel, die nicht für ihn bestimmt war, empfangen. Für den Historiker kann nur das Zeugniß der Aerzte maßgebend sein: Gambetta ist einem Darmleiden erlegen.

Das Leichenbegängniß erfolgte auf Staatskosten, die Beteiligung an demselben war enorm und noch heute ehren die Franzosen das Andenken des einstigen „Diktators von Tours.“

Staub.

Eine hygienische Betrachtung.
(Nachdruck verboten.)

In der Empfindlichkeit seiner Sinnesorgane besitzt der Mensch den verlässlichsten Schutz gegen die mannigfachen Gefahren und Schädlichkeiten der Außenwelt, denen er auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist. Vermöge jener Organe erkennt schon das weniger vollkommene, ausgebildete Thier, was seinem Leben und seiner Gesundheit gefährlich ist; es besitzt, wie zahlreiche Beispiele aus dem Thierreich bezeugen, einen untrüglichen hygienischen Instinkt. Diesem ist es auch beim Menschen zuzuschreiben, daß die praktische Abwehr oder Vermeidung mancher hygienischen Schädlichkeiten ihrer Klar durchdrachten theoretischen Erkenntniß oft vorangeht.

Instinktiv fühlen wir, daß eine staubbeladene Luft unseren Athmungsorganen unzutraglich ist; ein äußerst empfindliches Netzwerk von Nervenfasern, mit dem die Schleimhaut der Nase, der Augen, des Rachens, der Luftröhre und namentlich des Kehlkopfes ausgestattet ist, dient gleichsam als Wachtposten gegen das Eindringen des Staubes; durch den Reiz desselben auf die Schleimhautnerven werden unwillkürliche zweckentsprechende Bewegungen ausgelöst, deren Tendenz die Entfernung des unliebsamen Gastes bildet; in diesem Sinne ist das Niesen, Räuspern und namentlich das Husten zu deuten. — Versagen jedoch diese so äußerst sinnreichen Schutzvorrichtungen, sei es durch mangelhafte Ausbildung oder allmähliche Abstumpfung, dann lassen die schädlichen Folgen nicht lange auf sich warten; auf die Dauer erträgt der Organismus keine Fremdkörper, ohne daß störende Erscheinungen sich melden. Die Schleimhaut des Auges reagiert auf eine andauernde Belästigung durch Staub mit einer Entzündung, einem Bindehautkatarrh; ebenso haben Katarrhe des Kehlkopfes und der Luftröhre oft ihre wesentlichste Ursache in der andauernden Einwirkung jenes Störfriehs. Naturgemäß sind gewisse Gewerbe und Berufsarten in ganz besonderem Maße diesen fatalen Störungen ausgesetzt, da, wie bereits erwähnt, leicht eine allmähliche Erschöpfung der natürlichen Schutzvorrichtungen eintritt; es gilt dies z. B. für Maurer, Müller, Schmiede, Kohlenarbeiter u. a. Manche Krankheitsbilder sind geradezu charakteristisch für gewisse Gewerbe, bei denen Staubeinwirkung eine Rolle spielt; so bilden sich bei den Steinhauern wirkliche Knoten in der Lunge, bestehend aus Anhäufungen der scharfen, abspringenden Stein splitter, welche auf das Lungengewebe einen erheblichen Entzündungsreiz ausüben und insolge dessen durch neu entstehende Gewebe gleichsam eingekapselt werden — es entsteht die „Steinhauerlunge“, ein ausgeprägtes, eigenartiges Krankheitsbild. —

Freilich giebt es eigentlich keinen Menschen, der sich auf die Dauer vollständig des Eindringlings erwehren könnte, am wenigsten in unserem Zeitalter, in dem die Kohle in Industrie und Haushalt noch eine dominierende Rolle spielt. Während nämlich die Oberfläche der Lunge beim Neugeborenen und Kind eine fast gleichmäßige, röthlichbraune Färbung zeigt, entwickelt sich mit zunehmendem Alter ein Netz von feineren oder größeren schwarzen Strichen und Flecken, das der allmählichen unmerklichen Aufspeicherung des eingeathmeten Kohlenstaubes seine Entstehung verdankt; daß der Großstädter, dessen Luft zahllose Fabrik schloten mit ihrem Inhalt verunreinigen, in weit stärkerem Maße jenen Kohlenkempel auf seiner Lunge aufweist als der Landbewohner, ist natürlich. Oft beschränkt sich die Ansammlung von Kohlenstaub nicht einmal auf die Lymphgefäße der Lungenoberfläche, sondern es finden sich außerdem große schwarze Knoten, welche geschwollene und mit Kohlenstaub imprägnierte Lymphdrüsen darstellen; derartige Veränderungen findet man selbst in Leichen von Menschen, die im Leben nie Lungenbeschwerden gehabt hatten.

Wieviel Staub man selbst in den Zufuhrkanälen zur Lunge, trotz ihrer Empfindlichkeit zuweilen unvermerkt beherbergt, hat wohl schon jeder an sich selbst nach einem Ballabend in schlecht ventilirtem Saale konstatieren können, indem er am darauffolgenden Morgen beim Schnäuzen und Husten ganze Ladungen dieser schmutzigen Ballreminiszenzen herausbefördert; so rachsüchtig ist nun glücklicherweise die Schleimhaut nicht, daß sie jedesmal gleich mit Katarrh auf die Vernachlässigung reagiert.

Wir haben uns bisher nur mit den mechanischen Einwirkungen des Staubes auf den Organismus beschäftigt, und ihnen erkannte man bis vor Kurzem auch die wesentlichste hygienische Bedeutung des Staubes zu. Seitdem aber unsre Anschauungen von Ursache und Natur der Krankheit in die bakteriologische Aera eingetreten sind, seitdem man womöglich jeder Krankheit als Erreger eine Spezies aus dem weitverzweigten Geschlechte der Bakterien zu vindizieren sucht, hat auch die hygienische Beurtheilung des Staubes eine gewaltige Gebietsvermehrung erfahren. Als man nämlich bei der großen wissenschaftlichen Parforce-Jagd auf Bazillen auch die Luft auf ihren Gehalt an jenen unheilbringenden Lebewesen zu untersuchen begann, stellte sich heraus, daß diese den Staub gleichsam als Fuhrwerk benutzen, um ihren Kriegszug durch die Luft zu vollführen. Auf den kleinen Staubtheilchen durchschwimmen sie die Luft, mit ihnen nehmen sie ihren Einzug in die Athmungsorgane des ahnungslosen Menschen; mit jedem Athemzug nimmt dieser also in einer staubigen Atmosphäre Milliarden von Bazillen, die sich gerade an dem betreffenden Ort angesiedelt haben, in sich auf und — eine gelinde Gänsehaut überläuft hier wohl manchen meiner freundlichen Leser. Befindet er sich denn da nicht jeden Augenblick in schrecklicher Todesgefahr, einem

meuchlerischen Feinde wehrlos preisgegeben?

— Wohl giebt es manchen kundigen Thebaner, etwas ängstlichen Naturells freilich, der in einer Staubwolke lieber mit krampfhaft zugepreßtem Mund und Nase erstickt, als solch mörderischen Athemzug zu thun; allein, diese übertriebene hygienische Sorgsamkeit ist theils unbegründet, theils nutzlos. Ich kann hier nicht näher auf die Bedingungen eingehen, unter denen Bakterien dem Befallenen wirklich gefährlich werden; ich weise nur kurz auf meine obigen Ausführungen hin, nach denen der Staub, bevor er in die Lunge gelangt, von den verschiedenen Schleimhäuten gleichsam aufgefangen, abfiltriert und zum Theil wieder beseitigt wird. In eine ganz gesunde Schleimhaut ferner vermag der Bazillus nicht so ohne weiteres einzudringen, es bedarf also noch mancher anderen Momente zur dauernden Einnistung des schlimmen Gastes, zur Ansteckung des von ihm überfallenen Menschen.

Gleichwohl erhellt aus dem Angeführten die eminente Bedeutung, welche dem Staub bei der Verbreitung von Krankheitskeimen zukommt. Man hat dieser Thatsache auch bereits bei der Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten, bei der planmäßigen Vorberingung einer „Infektion“ in weitestem Umfang Rechnung getragen. Keine, die vornehmlich staubfreie Luft ist das erste Erforderniß für einen hygienisch guten Krankenraum. Es läßt sich das, freilich stets nur unvollkommen, nur dann erreichen, wenn man einerseits alle sogenannten Staubsänger: Teppiche, Vorhänge, Portieren, Polstermöbel zc. zc. unerbittlich entfernt, andererseits für eine geregelte Abfuhr der verunreinigten Luft durch möglichst vollkommene Ventilation sorgt: Namentlich bei den Chirurgen wirbelte die Staubfrage in bakteriologischem Sinne gewaltigen Staub auf; bekanntlich liegt den Wundkrankheiten, so dem ehemals so entsetzlich wüthenden Hospitalbrand, der Wundrose, der Wundstarre, dem Eiterfieber u. a. stets eine Infektion, eine Verunreinigung der Wunde mit der betreffenden Bakterienart zu Grunde. Mit der von Lister eingeführten Antisepsis sucht man vermittelst starker, bakterientödtender Chemikalien alle etwa vorhandenen Krankheitskeime unschädlich zu machen; in neuerer Zeit wird die Antisepsis mehr und mehr verdrängt durch die Asepsis, welche darauf abzielt, nach vorheriger gründlicher Desinfektion der Instrumente und des Operationsfeldes nur zu verhindern, daß Bakterien in die Wunde gelangen, ohne die Wunde selbst im übrigen durch Spülungen und Auswaschungen weiter zu malträtieren. Es ist also eine Infektion nunmehr nur denkbar entweder durch Berührung der Wunde mit einem nicht sterilen Gegenstand (Kontaktinfektion) oder durch ein anderes Medium, die Luft (Luftinfektion). Aus dieser kleinen Abschweifung wird, wenn wir die zweite Theorie, die Luftinfektion zu Grunde legen, sofort erklärlich, von welcher Wichtigkeit es ist, Operationen in einem möglichst staubfreien Raume vorzunehmen, denn staubfreie Luft ist fast identisch mit bakterienfreier Luft. Man hat beispielsweise

festgestellt, daß in chirurgischen Hörsälen ein gewisses Luftquantum vor Ankunft der Zuhörer einen ungleich geringeren Gehalt von Bakterien zeigte, als am Schluß der Vorlesung: am allerstärksten aber war die Luft mit Bazillen verunreinigt, unmittelbar nachdem die Studenten sich von den Plätzen erhoben und den Saal verlassen hatten, da eben hierbei gewaltige Staubmassen vom Boden aufgewirbelt wurden.

Aber der Staub als Träger von Krankheitskeimen interessiert den "inneren Kliniker" nicht weniger als den Chirurgen. Jeder weiß heutzutage von dem Feldzug der Aerzte gegen die mit Sand gefüllten Speinäpfe, gegen die Unsitte Lungenkranker, ihren Auswurf einfach auf dem Fußboden zu deponieren. Denn hier fällt er bald der Austrocknung anheim und damit beginnt die verderbliche Rolle der in ihm enthaltenen Krankheitskeime. Mit dem Staub, an dem sie festgetrocknet sind, oder mit dem Sandkörnern des antihygienischen Speinapfes gelangen die Tuberkelbazillen in die Luft des Schlaf- und Wohnzimmers, des Bier- und Speise-"Lokals", des Eisenbahnwagens, der Straßen, und nun ist die Ansteckungsmöglichkeit für Gesunde gegeben. Es ist daher nur eine Forderung der Humanität, daß wenigstens in allen öffentlichen Gebäuden und Aufenthaltsräumen Speinäpfe, die mit Flüssigkeit gefüllt sind, in ausreichender Zahl von Staatswegen aufgestellt werden. Das obligatorische Taschenspiegelschälchen aller Schwindsüchtigen "bei polizeilicher Strafe" ist und bleibt wohl auch nur ein schöner Traum einiger etwas leidenschaftlicher Hygieniker. — Das Prinzip indessen, neben der direkten Verschleppung von Krankheitskeimen, ihren Transport vermittelt des Staubes durch möglichste Unterdrückung des letzteren hintanzuhalten,

wird in der öffentlichen Gesundheitspflege stets zu Recht bestehen.

Vorstehende Zeilen zeigen wohl zur Genüge, daß die Materie, die nach der Bibel dem Menschen zum Ursprungs- und Endstoff bestimmt ist, ihm auch während des Lebens weiblich zu schaffen macht.

Gemeinnütziges.

Wie man Wachs untersucht. Zur Untersuchung von Wachs auf seine Reinheit giebt es ein höchst einfaches, untrüglisches Mittel: Man nehme von der zu untersuchenden Wachsorte ein bleistift dickes, ungefähr 2 cm langes Stück, gebe solches in ein Gläschen und übergieße es 2 cm höher mit Benzin und lasse es ruhig 2 Stunden stehen. Haben wir echtes Wachs vor uns, so wird es in ganz kleine Plättchen zerfallen; ist es ein Paraffin- oder Pflanzenwachs, so bleibt es unverändert in einem Stück, ist jedoch echtes Bienenwachs dazu gemischt, so werden wohl kleine Plättchen sich lösen, doch wird die Form des Probefstückchens nicht zerfallen. Bei einiger Übung kann man auf diese Weise sogar annähernd den Prozentgehalt des echten Bienenwachses in der vorliegenden Mischung bestimmen.

Kein Ruß mehr im Schornstein. Ein neues Mittel, das Lehren des Schornsteins zu ersparen, besteht darin, daß man in denselben 3 Drahtgitter, jedes einen Fuß hoch über dem anderen anbringen läßt, durch welche keine Flamme schlagen kann, die aber den Zug im Kamine durchaus nicht hemmen. Der meiste Ruß setzt sich dann auf dem obersten Gitter an, auf dem mittleren nur wenig, auf dem untern gar keiner. Man braucht daher das oberste Gitter nur manchmal abzuklopfen, um stets einen reinen Schlot zu haben.

Humoristisches.

Dieses Studium. A.: "Der Charakterspieler Blechmann ist zwar ein Bummler, aber das muß man ihm lassen: seine Leistungen sind immer tief durchdacht!" — B.: "Kunststück! Der Mann studiert ja seine Rollen immer in einem Weinkeller!"

Der dicke Onkel. Elli: "Jetzt spielen wir Kreis und nehmen den Onkel in die Mitte!" — Milli: "Da müssen wir aber noch ein paar Kinder haben!"

Kindlich. Karlchen: "Der Student da ist wohl schon recht alt, Mama?" — Mutter: "Wehhalb?" — Karlchen: "Weil er schon so häufig gestickt ist!"

Unbegreiflich. Hausherr: "Sie haben gar keine Idee, wie meine Tochter ihr Klavier liebt!" — Besucher: "Dann möchte ich wissen, warum sie so d'rauf rumhaut?"

Der Stern.

Wißt Ihr, was es bedeutet, Wenn von dem Himmelszelt Ein Stern hernieder gleitet Und schnell zur Erde fällt?

Wenn unten auf der Erde, Ein guter Mensch, gedrückt Von Kummer und Beschwerde, Voll Andacht aufwärts blickt.

Und sich zum Vater wendet, Zu seinem tiefen Weh, Dann wird herabgesendet Ein Engel aus der Höh!

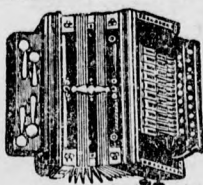
Das ist, was es bedeutet, Wenn von dem Himmelszelt Ein Stern herniedergleitet Und schnell zur Erde fällt.

Verschiebungs-Räthsel.

Wintersaat, Kumpelrübe, Draisine, Abzugskanal Laokon, Agamemnon, Konzertsaal.

Vorstehende Worte sind seitlich derart zu verschieben, daß zwei benachbarte senkrechte Reihen je einen amerikanischen Staat nennen.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer: Pythagoras. (Es wird immer bis 7 gezählt links herum und mit dem zweiten Feld links unten begonnen.)



Auch nur 5 Mark

kostet von heute ab meine allseitig anerkannt beste

Concert-Zieh-Harmonika "Triumph." Diese Harmonika hat 10 Tasten, 2 Register, 2 Doppelbälge (daher weit ausziehbar) 2 Zuhalter und hochfeine Nickelbeschläge, 2 Bassen, 20 Doppelstimmen, offene Claviatur, 2 chörige, wundervoll tönende Musik. Jede Balgfaltenecke ist mit einem starken Stahl-Schoner versehen, wodurch unverwundlich. Größe 35 cm. Elegantes Aussehen. Verpackung umsonst. Porto 80 Pfg. Selbsterlernschule Triumph lege gratis bei. Herr Wunderlich, Steuer-Aufscher Germau (Ostpr.) schreibt: "Euer Wohlgeboren zur gefl. Nachricht, daß die mir übersandte Harmonika von vorzüglicher, für den billigen Preis noch nie dagewesenen Ausführung ausgefallen ist, was ich als alter Spieler hiermit bescheinige. Wer also für sein Geld ein wirklich gutes, tadelloses Instrument haben will, bestelle daher nur bei

Wilh. Muehler, Musik-Export, Neuenrade (Westfl.)

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich Inzerate 15 Pfennig die Zeile. **Süddeutsche Thier-Börse** Organ für Geflügel. Verbreiteste Fachzeitung Süd Deutschlands. Vogel, Bienen, Hunde- und Fischzucht. Centralblatt für 46 Vereine und Verbände. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsliste No. 4183a

Für Rettung von Crunksucht!

versend. Anweisung nach 18-jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säkingen, Baden.“

Holzschneide-Maschine liefert in vorzüglicher Ausführung. Biedermann, Cannstatt

Meinen Mitmenschen

weiche an Magenbeschwerden, Verdauungs-schwäche, Appetitlosigkeit etc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. P. Kypke in Etreiberhan (Niesengebirge). 2216

Alle gebraucht. Briefmark. kauft fortwährend (Prosp. gratis) G. Zechmeyer, Nürnberg. Ia. Süßrahmbutter 8 1/2 Pfd. W. 9. sc. Nachh. 25119 R. Semmerling Herforst b. Erier.

PATENTE schnell und sorgfältig durch RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

geläufige Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der engl. und franz. Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in 42 Aufl. vervollst. Original-Unt.-Briefe nach der Methode Lousaint-Langenscheidt. Probefriefe à 1 M. Langenscheidt's VerL-B., Berlin SW 46, Hallesche Str. 17. Wie der Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur die Briefe (nicht mündlich. Unterricht) benutzten, das Examen als Lehrer des Engl. und Franz. gut bestanden.



ist das anerkannt einzig bewirkende Mittel **Katten** und **Mäuse** schnell und sicher zu tödten, ohne für Menschen, Hausthiere und Geflügel schädlich zu sein. Packete à 50 Pfg. u. 1 Mk.